

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuzel.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 13

Sonntag, den 21. Februar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 21. Februar: Eleonora. Montag, 22. Februar: Petri Stuhlfeier zu Antiochien. Dienstag, 23. Februar: Willigis. Mittwoch, 24. Februar: Mathias, Quatember. Donnerstag, 25. Februar: Walpurga. Freitag, 26. Februar: Mechtild. Samstag, 27. Februar: Veander.

Erster Fastensonntag

Evangelium des hl. Matthäus 4, 1—11.

In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er von dem Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, danach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brode allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so wirze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen. Abermals nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hinweg, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen. Als dann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

*

Du hast gewiß schon einmal eine Mission mitgemacht, oder bist gar in Marienthal gewesen, oder in Marienhausen, oder in Marienstatt, oder sonst in einem Kloster, um dich an den sogenannten Exerzitien zu beteiligen. Wobon handelte doch die erste Predigt? Nicht wahr, es war ein Thema, wie vorn im Katechismus auf der ersten Seite: Wozu sind wir auf Erden? Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Das war die Einleitung zu den heiligen Übungen, die Grundlage zu dem, was später folgte. Jede Mission, wenn sie recht zustande kommen soll, muß in der ersten Predigt auf dieses Thema zu sprechen kommen. Nun schau dir mal unser Evangelium an, gegen das Ende zu. Findet sich da nicht derselbe Satz wieder? „Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“ Es sind zwar die Worte Jesu an den Satan gerichtet, aber gemeint sind sie an uns alle, an die gesamte Schöpfung. Denn nach dem Willen Gottes muß alles, was geschaffen ist, seinem Schöpfer dienen und zu seiner Verherrlichung beitragen. Wir stehen jetzt in der Fastenzeit. Wenn du dir recht überlegst, was eigentlich diese Zeit will, daß sie in dir und in allen Gläubigen der Christenheit neuen Geist, neuen Saft und neuen Trieb wecken soll, so ähnlich wie jetzt draußen in den Bäumen die Frühlingssonne neues Leben schafft, nämlich den Trieb zu einem neuen, besseren, aufrichtigeren, katholischen Leben, daß somit diese Zeit eine Art Mission und Exerzitien bilden soll, sodaß hernach deine Vorsätze nachhaltiger und wirksamer werden, deine Gebete inniger, deine Beichten und Kommunionen reiner und heiliger, deine Arbeiten und Berufspflichten noch gewissenhafter und fehlerloser, dein Verkehr mit dem Nebenmenschen selbstloser und opfermütiger wird, ich sage, wenn du so die Fastenzeit aufzufassest, ja, dann verstehst du leicht, weshalb die Kirche zu Beginn dieser Zeit die Worte Jesu an das katholische Volk richtet: Es steht geschrieben, du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen. Und nun denke ein wenig nach, was dir der Heiland damit sagt.

Jesus sagt zwar: Du sollst. Das ist soviel wie, du mußt, du darfst gar nicht anders, widrigenfalls es dir bereinst sehr schlecht gehen wird. Aber diese Drohung ist nur für die gemeint, die schlechten Willens sind. Den Gutwilligen, Opferwilligen bedeutet „du sollst“ kein strenges, unbarmherziges Muß, sondern selbstgewollten, freien Entschluß für eine gute herrliche Sache, die gar nichts Bedrückendes, Belastendes auf sich hat. Gerade so wie im August vorigen Jahres, als der Kaiser zum Schutze des bedrohten Vaterlandes zu den Waffen rief, und so viele Freiwillige — man spricht von Millionen — sich meldeten und sich freudig und gern unter die eisernen Kriegsgesetze stellten. Niemand hat sie gezwungen, viele mußten noch große Schwierigkeiten überwinden, bis sie des Königs Rod tragen konnten. Aber mit jugendlicher Begeisterung sind sie herbeigeeilt und haben sich unter die Fahne des Kaisers, eines so mächtigen, gütigen, hochgemuten Kriegsherrn geschart, bereit, alles für die Sache des Kaisers und des Vaterlandes hinzugeben. Nur dem Gefangenen in der Sträflingsjacke ist das „du sollst“ eine Last, die er lieber je lieber von sich abschüttelt. Aber wir Christen sind freigegebene Untertanen unseres Gottkönigs, jeder seiner Befehle an uns ist uns heilig und wir ohne Murren entgegengenommen. Gott dienen, ist eine Lust, keine Last.

Je rücksichtsloser heutzutage die kaufmännische Welt beim Geldverdienen wird, desto unnobler wird auch die Behandlung ihrer Angestellten und Arbeiter. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn Angestellte oder Arbeiter, die noch etwas halten auf ihre Ehre, gut bezahlte Posten aufgeben und eine Stellung annehmen, wo sie zwar weniger Lohn, dafür aber eine menschenwürdigeren Behandlung erfahren. Wo gibt es aber einen Vorgesetzten, der seinen Angestellten, seinen Untergebenen gegenüber edelmütiger, nachsichtiger, rücksichtsvoller wäre, als unser Herrgott es ist gegen die Menschen, gegen die Christen, gegen die Katholiken? Ach, du wirst keinen finden, und wenn du die ganze Erde durchsuchst. Gutmütige, edle Herren wirst du zwar antreffen, aber keinen, der in seiner Liebe zu seinen Untergebenen so weit gegangen ist wie Jesus, unser Herr und Gott. Oder hast du je vernommen, daß ein Herr für seinen Diener sich hat blutig schlagen, auf grausamste quälen und ans Kreuz annageln lassen? Das hat aber Jesus getan. Er wäre sogar bereit gewesen, für einen jeden Menschen, ob Freund oder Feind, denselben grausamen Tod aufs neue zu erdulden, wenn solches sein himmlischer Vater von ihm verlangt hätte. Eine solche starke, zu allem bereite Liebe besetzt den Heiland. Und diese Liebe ist nicht erloschen, nein, sie ist noch da. Denn Jesus ist nicht wankehmütig. Und je elender einer dran ist, je ungünstiger seine Lage und sein Zustand, desto wärmer schlägt Jesu Liebe zu ihm, desto näher ist er mit seiner Hilfe.

Einem solchen Herrn also sollst du dienen, nein, darfst du dienen, dreißig, vierzig, sechzig Jahre lang, und noch länger, wenn es Gott gefällt, darfst seine Befehle ausführen, in seiner Nähe weilen und dich eng ihm anschließen, so daß du schließlich sein Vertrauter wirst und er dich in Geheimnisse einweicht, die anderen verborgen bleiben. Jetzt frage ich dich: Hast du nicht Lust, diesem Herrn zu folgen? Möchtest du nicht Jesu nachfolgen in seinen Lehren und Tugenden? Willst du nicht sein Vertrauter werden in der hl. Kommunion, so oft, wie du nur kannst? Bedenke es wohl, du dienst nicht bloß um die Ehre. Jesus honoriert seine Diener so reichlich, so gewissenhaft, so überfließend, wie kein anderer Herr. Jeder kleine Dienst, den du ihm leistest, und sei er auch noch so unscheinbar, wenn er nur getragen ist von einer hohen Liebe, jedes fromme Wort, das deine Lippen an ihn richten, jede gute Tat, jedes Opfer, das du bringst, um dem Nächsten zu helfen, andere zu erbauen, jede Überwindung deiner ungeordneten Triebe, deine Beichten und Kommunionen, deine Besuche des Allerheiligsten, alles, alles wird gezählt, berechnet, gewogen und mit guten Münzen bezahlt.

Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen. In welchem Lichte erscheint dir jetzt dieser Satz unseres Evangeliums! Er ist wie die Frühlingssonne nach einem langen, kalten Winter. Er taut auf, erwärmt, treibt Knospen, Blätter und Blüten auf dem Boden deines Herzens, und hernach, wenn Ostern, der liebliche Tag der Auferstehung unseres Herrn, gekommen ist, dann haben sich in der langen Fastenzeit Früchte angefüllt, die eine nach der anderen reifen, dich zum glücklichen, zufriedenen Besitzer machen und dir ewigen, unvergänglichen Lohn einbringen.

Be

In Schmerzen seh ich vor mir meinen Gott

In Schmerzen seh' ich vor mir meinen Gott,
Wie uns das Bild der Größten Einer *) schuf:
Des undankbaren Volkes Schimpf und Spott,
Nach seinem Blut der grau'ig-wilde Ruf
Hat den Allmächt'gen in den Staub gedrückt,
Auf einem Steine ruht er — und zerpflegt
Nur dürftig deckt ein Mantel tausend Wunden;
Von spitzen Dornen ist sein Haupt zerschunden,
Und in die Rechte müd' und matt geschmiegt,
Da schwer auf ihm des Weltalls Sünde liegt.
Voll Leid das Auge, das nur Liebe sprach,
Der Mund auch, dessen Wort als Segen lag
Auf Tausenden, die eben wild geschrien:
„Hinweg mit dem! Hinweg! Das Kreuz will ihn!“ —
So heiß hat nie ein Herz in Lieb geschlagen,
So schwer an schändem Undank feins getragen!
In Weh und Jammer seh' ich meinen Gott,
Erbrüht von Bosheit, Feigheit, Haß und Spott. —
Doch um das Haupt der Gottheit lichter Schein:
Drei Tage nur! Dann sprengt er selbst den Stein;
Der ganze Himmel senkt sich auf ihn nieder,
Und ew'ges Leben strömt durch seine Glieder.

*

Ich seh' mein Volk vor mir in Qual und Not,
Von einer ganzen Welt im Krieg bedroht;
Und Undank, wilde Gier und Haß und Reid,
Die tragen dir ins Land unsäglich Leid.
Mein Volk, ertrage es, wie Gott es trug,
Als heiß des Leidens Atem ihn umschlug!
Sei stark, wie er, und klage, zage nicht,
Auch deine Stirn umfließt des Rechtes Licht. —
„Drei Tage nur!“ — Dein Heiland sprengt die Fellen!
Vertrau! Sein mächt'ger Arm wird dich erretten!
Dir ist ein herrlich End und Los beschieden.
Und „Osterpersonne“ scheint auf deinen Frieden!

P.

*) Gemeint ist das Titelbild der kleinen Passion von Albrecht Dürer.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Sprache der Fastenzeit.

Meiner Heimstätte gegenüber liegt der Friedhof. Der Märzsturm, der über die Acker, durch die Hecken auf ihn losstürmt und in seinen gewaltigen Bappeln und Linden tollte und tobte, daß es die Toten fast hörten, die Lebenden aber aus dem Schlafe aufwachen, gab den Grundton an für das Naturlied, das mir die Fastenzeit in meiner Kindheit sang. Sturm, der an die Erde pochte und die Keime zu neuem Leben rief, der über schon blühende Schneeglöckchen hinwegte, der dann ausklang in Storchgeklapper, Lerchenvirbel und Nachtigallenschlag. Dieser Märzsturm ist der rechte Begleitton für das, was uns die herbe Fastenzeit erzählt. Auch sie erzählt von Sturm und Drang; der aber auch ausklingt in Allelujarufen und Siegesgesängen.

Die Fastenzeit erzählt uns, wie der Gottessohn, sturm-erprobt durch dreifache Versuchung, hinaustritt aus der Stille des galiläischen Städtchens Nazareth. Wie der Sturm alles Dürre und Gehaltlose hinwegfegt, so auch das Wirken des Heilandes in Wort und Werk. Wie einer, der Gewalt hat, tritt er vor die erstaunten Juden. Er stellt Lehren auf, die den Vorschriften scheinheiliger und werktätiger Pharisäer schmerzlos entgegenlaufen. In den Evangelien der Fastenmessen wird uns dies Auseinanderprallen göttlicher Lehre und jüdischer Meinung geschildert. Wie schlug sie hinein die Predigt von der Armut im Geiste, von der Demut, die sich den letzten Platz erwählt, von der Selbstverleugnung, die täglich ihr Kreuz auf sich nimmt in die abgestandenen Wasser pharisäischer Vorschrift! Die Widersacher Jesus wachsen, trotzdem geht der Siegeszug des Welterslösers unaufhaltsam weiter. Man sucht ihn auf jede Weise Steine des Anstoßes in den Weg zu legen. Wie herrlich räumt er alle hinweg! „Ist es erlaubt dem Kaiser Zins zu geben?“ — „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers; Gott, was Gottes ist!“ — Immer breiter wird die Masse, die in den Bannkreis des Erlösers hineingezogen wird. Mit Wandern, wie sie die Welt noch nicht gesehen, bestätigt der Gottgesandte seine reine, einfache aber auch erhabene Lehre. Er stillt den Sturm auf der See, er speist die Fünftausend mit ein paar Broten. Als er dann den schon begraben Lazarus aufweckt, geht eine mächtige Bewegung durchs ganze Judenland. Bewunderung, Staunen und Liebe sind die Folgen dieses Wunders bei den Guten; größerer Haß bei den Feinden. Der Widerspruch gegen den Erlöser verbündet sich mit Verrat, Lüge und römischer Macht. Nun beginnt das große Drama, das seinesgleichen nicht hat. Die Liebe eines Gottes gibt sich der Bosheit heuchlerischer Menschen gefangen; sie läßt sich scheinbar vernichten, um sich dann allerdings umso herrlicher zu erheben. Wie braust der Sturm menschlicher Leidenschaft an uns vorüber in den Ereignissen vom Abend des Donnerstages bis zum Nachmittag des großen Freitags. In fünf gewaltigen Aufzügen geht die Großtat unserer Erlösung an uns vorbei: Die Verurteilung mit dem Sturmruf: „Hinweg, ans Kreuz mit ihm!“, die graue Geißelung, die erniedrigende Dornenkrönung, der entsetzliche Kreuzesgang und dann die qualvolle Kreuzigung und das dreistündige Ringen mit dem Hohn der Gegner und dem Wehen des Todes. Alles dies erzählt uns die

ernste Fastenzeit. Wie Sturmesstosen bringt es auf uns ein; wir können nicht überhören. In den Evangelien der hl. Messe, in Predigt und Lesung, in den ergreifenden Fastenandachten mit ihren Schmerzensliedern hören wir die Sprache dieser Gnadenzeit. Und aus allem heraus spricht die Liebe unsres Gottes, groß, stark und selbstlos. Gerade diese dürfen wir nicht überhören. Dafür wollen und müssen wir ein Ohr haben. Je mehr wir die Kraft dieser Gottesliebe empfinden, desto bereitwilliger werden wir auch das ausführen, was die Fastenzeit von uns fordert.

Sie fordert ein Dreifaches: echtes Christenleben, Abtötung, die die Gnade der Erlösung umso wirksamer an uns werden läßt und rege Anteilnahme am Gebetsleben der Kirche.

Wenn das Erlösungswerk des Heilandes nur das eine Ziel hatte, die Sünde von uns zu nehmen und uns jene Kraft zu verdienen, die uns befähigt, seine Nachfolger — Christen — zu werden: dann muß gerade die Zeit, die uns die Erinnerung an diese Gnadenzeit bringt, dem Nachbilden seines hl. Lebens und Strebens besonders gewidmet sein, dann muß die Fastenzeit aneifernd auf die Betätigung unserer Christenpflichten einwirken. Mit dem Aschenkreuz auf der Stirn, sollte auch im Herzen der Vorsatz erstehen: „Ich habe es geschworen und bei mir beschlossen, deine gerechten Gesetze zu beobachten.“ (Mt. 118, 106.) — Ich brauche diese Christenpflichten nicht aufzuzählen, du kennst sie, lieber Leser. Doch wirst du sie nur erfüllen, wenn in dir der Geist der Selbstverleugnung herrscht. Denn Christ sein heißt, das Gesetz des Geistes dem Gesetz des Leibes überordnen; heißt, den Leidenschaften sagen: „Nicht ihr, sondern das Gesetz Christi soll in meinen Gliedern herrschen!“ Gerade die Fastenzeit, wo die Natur in erstem Grau den Sinnen wenig bietet, wo ganz weltliche Seelen sich dem Ernste der Zeit nicht ganz verschließen, soll der Abtötung dienen. Vor allem in der Form, die von der Kirche durch ein eigenes Gesetz geheiligt ist: durch Fasten und Abstinenz. Und wenn der Krieg auch Dispensen bringt, so sollte die Plage, die so schwer über unserem Lande liegt, uns dahin bringen, daß wir uns gerade in Speise und Trank bescheiden und beschränken. — Doch nur göttlicher Gnadenbeistand kann uns hierzu Kraft verleihen. Diese Kraft aber strömt nur dann in unsere Seelen über, wenn wir uns in reger Teilnahme dem Gebetsleben der Kirche anschließen. Empfange öfter als sonst die hl. Sakramente; wohne öfter der hl. Messe bei. Nimm teil an den besonderen Fastenandachten. Ich fühle jetzt noch die Wärme und den Segen, der auf das Knabenherz überging, wenn die frische Stimme meines Kamraden von der Orgelbühne her sang:

In jenen äußersten Stunden,
Nachts in des Oelbergs Grunden,
Schwicht ich, von Mängeln umwunden,
Ströme des Blutes für dich.
Weh! Und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkst an mich!

Anregung und Gnade geht aus von solchen Kirchenbesuchen; beider bedarfst auch du! — Bete gemeinschaftlich in der Familie den Rosenkranz, wie es die Soldaten jetzt in den Schützengräben tun. — Ein Gebet ist so ein rechtes Fastengebet: der Kreuzweg. Da geht der schwerste Gang unseres Erlösers betrachtend an uns vorüber. Jeder, der mit andächtigem Herzen ein Viertelsländchen dieser Übung weilt, macht seinem Gotte Freude, erwirbt sich Gnade um Gnade, hilft den Seelen der Geschiedenen, den Seelen unserer gefallenen Soldaten. Bist du bisher den Kreuzweg nicht gegangen, dann lern es in der Kriegsfastenzeit 1915.

Leih ein willig Ohr dem, was dir diese Fastenzeit erzählt, ein willig Herz dem, was sie von dir fordert. Dann wirst du von ihr mit dem hl. Paulus sagen können: „Siehe, jetzt ist die gnadenreiche Zeit, jetzt ist der Tag des Heiles!“ (2. Korinth, 6, 2.) (B. W., OFM.)

Der hl. Petrus Damiani — ein Eiferer des Herrn

(23. Februar.)

Ich habe geirrt für den Herrn, den Gott der Heerscharen. (3. Buch d. Könige, 19, 10.)

Wenige Menschen haben wohl eine so schwere, freudlose Jugend hinter sich wie der hl. Petrus Damiani. Er wurde im ersten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts geboren. Seine Eltern waren mit vielen Kindern, aber wenig Gütern gesegnet. Die Mutter, eine hartherzige Frau, versagte dem Neugeborenen Nahrung und Pflege; die christliche Liebe einer frommen Nachbarin rettete den Armen. Beide Eltern starben bald nach seiner Geburt. Er kam nun in das Haus eines älteren Bruders. War ihm schon die Fürsorge eines Vaters, die Liebe einer Mutter versagt geblieben: der Bruder wurde zum unnatürlichen Feind am unglücklichen Knaben. Schwere Arbeit, ungenügende Nahrung und Kleidung, ewiges Schelten und Bückigen verschächelten die letzten Lichtblicke aus der Jugend Peters. Wie froh war er, wenn er bei unvernünftigen Tieren ohne Qual leben durfte! Da erbarmte sich seiner ein anderer Bruder, der unterdessen Priester geworden war. Die Tage des Schwerkriegs wurden nun froh und licht; aber für immer lag auf seinem Charakter ein herber Ernst. Unter der Leitung dieses echten Bruders begann der hochbegabte Knabe nun die Studien, die er in Faenza und Parma vollendete. Dann selbst Lehrer, fesselte er die zahlreichen Schüler durch seine tiefdurchdachten und feurigen Vorlesungen. Achtung und Reichtum kreuzten jetzt seine Wege. Beide befriedigten aber den ernststen

Petrus nicht. In all dem Schrecken der Jugend, war ihm einer stets nahe gewesen: Gott! Zu dem zog es ihn mit immer stärkerer Gewalt. Als einst zwei Einsiedler des Klosters Fonte-Abellana bei ihm vorsprachen, und er dem Abte einen silbernen Trinkbecher mitgeben wollte, wollten die Brüder ihn nicht mitnehmen, da ihr Oberer ihn doch zurückweisen werde. Dies machte auf den gelehrten Lehrer einen tiefen Eindruck. Ein großer Gedanke wuchs aus ihm heraus, den er in Gebet und Fasten reiflich überlegte, dann aber auch mit Starkgut zur Ausführung brachte: Er wurde Mitglied des Klosters von Fonte-Abellana. Diese Klostergemeinde lebte in vorbildlicher Strenge und Zucht; trotzdem war Petrus bald den Brüdern vorangeeilt; staunend betrachteten sie den jüngsten Genossen. Als der Abt gestorben war, wurde er dessen Nachfolger. Damit, daß Petrus an die Spitze seiner Brüder trat, erweiterte sich sein Wirkungsfeld; es dehnte sich aus auf die weite Kirche Gottes. In ihr herrschte vielfach ein Geist, der nicht von Gott ist. Von mächtigen Großen abhängig, war der Klerus an manchen Orten pflichtvergessen geworden — zu eigenem und fremdem Ansehn. Hier griff Petrus ein. Er schrieb Briefe, voll apostolischen Freimut in so eindringlicher Sprache, daß allenthalben sein Name in Ehrfurcht genannt wurde. Gegen alles, was Unrecht und Sünde ist, erhob er seine Stimme, sodaß vor allem Papst und Kaiser auf ihn aufmerksam wurden. Papst Klemens II. veranlaßte er, die Gebiete, wo es besonders nützte, zu besuchen; leider starb dieser fromme und tüchtige deutsche Papst bald. Als Stephan IX. ihn zum Kardinalerzbischof von Ostia und damit zu einem seiner ersten Ratgeber ernannt hatte, stand Petrus auf dem rechten Platze. In einem ergreifenden Briefe entflammte er seine Amtsbrüder zu einem echt geistlichen Leben. Dabei war er in allen Hirtenpflichten das vollkommenste Muster. In die entlegensten Kirchen zog er selbst, predigte und belehrte das unwissende Volk. Tag und Nacht war er in den Werken leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit tätig; sein gesamtes Einkommen gehörte den Armen und Kranken.

Schlimm stand es damals mit den kirchlichen Verhältnissen in Mailand. Es kam soweit, daß die Bessergeistigten sich weigerten, am Gottesdienste solcher Geistlichen, die nicht würdig lebten, teilzunehmen. Die Erregung ging immer höher. Da wurde Petrus dorthin gesandt. Doch der Adel und ein Teil des Klerus wiegelten das Volk auf, es solle sich von fremden Ratgebern nicht ins Schlepptau nehmen lassen, es solle seine Sache selbst richten. In wildem Aufruhr ging's zur Kirche des hl. Ambrosius. Petrus geriet in Lebensgefahr. Doch unerschrocken trat er dem erregten Haufen entgegen, sprach in so meisterhafter Weise, mit solcher Gewalt, daß in kurzer Zeit geordnete Verhältnisse herrschten.

Den rechtmäßigen Päpsten, wie Nikolaus II. und Alexander II., denen Gegenpäpste die Rechte streitig machten, war Petrus der machtvollste Helfer.

Unter Alexander II. war päpstlicher Kanzler Kardinal Hildebrand — der spätere hl. Gregor VII. — Er verfolgte dieselben Ziele, wie Damiani, fand aber sein Vorgehen zu scharf und rücksichtslos. In offener Ansprache tat er dies dem strengen Freunde kund. Dies gab dem Heiligen Anlaß, den Gedanken, den er schon lange gehegt hatte, auszuführen. Er entsagte seinen Würden — der Papst gab erst nach längerem Sträuben seine Zustimmung — und zog sich wieder in seine geliebte Einsamkeit zurück. Aber auch hier verfolgte er den Lauf der Geschichte, auch von hier eiferte er mit all dem Grobanut seiner Seele für die Ehre seines Gottes. Wenn der Papst ihn rief, trat er wieder vor die Welt, dem Rechte ein unermüdlicher Verfechter.

Als Kaiser Heinrich IV. sich von seiner rechtmäßigen Gattin Berta trennen wollte, sandte Papst Alexander Petrus nach Frankfurt, um, durch ihn dies Vergehn vom christlichen Volke fernzuhalten. Durch Gewandtheit und Kraft brachte er den leidenschaftlichen Herrscher zur Vernunft; allmählich fand er den Weg zum Verzen seiner Gattin zurück, und diese war ihm später in schwerster Zeit die treueste Gefährtin. Nachdem der Hochbetagte noch in seiner Vaterstadt Ravenna segensvoll als Gesandter des Papstes gewirkt, auch hier dem Rechte noch einmal zum Siege verholfen hatte, ging er auf der Rückreise nach Rom im Kloster zu Faenza zur ewigen Ruhe ein — am 22. Februar 1072.

Der hl. Petrus Damiani ist eine der markantesten Gestalten der Kirchengeschichte. Ernst und groß, als Mahner zu Recht und Gerechtigkeit steht er vor uns. Ihm erschien alles in ernstem Lichte der Ewigkeit. Die meisten Menschen nehmen das Leben zu leicht. Selbst jetzt, wo ein schrecklicher Krieg auf aller Gesicht seine Spur gescrieben, ist noch nicht jeglicher Leichtsinns geschwunden. Bete,

lieber Leser, daß der hl. Petrus Damiani denen ernste Lebensauffassung erlebe, die auch jetzt noch spielen wollen; bete, daß er dem deutschen Vaterlande, den Kämpfern für Recht und Gerechtigkeit den Sieg erlebe und nach dem Siege eine Lebensauffassung, wie sie einem großen, gottzugewandten Volke ziemt!

Die Pflicht ist das Erhabenste;
Und Treue ist die erste Pflicht!

B. B., OFM.

(Aus dem Indischen.)

1914

Wir saßen oftmals zu der Väter Füßen,
Und sie erzählten uns von ihrem Vassengang . . .
Wir lauschten still . . . Und klang das Wort vom Kriege,
So wie ein ferner, schauriger Gesang . . .
Wir lauschten still . . . Wir kannten nur den Frieden,
Wir hielten ihn als hohes, heil'ges Gut,
Wir hätten ihn auf ewig so gehalten, —
Nedoch die Feinde haben nicht geruht . . .

Wir lauschten still . . . Es hob sich an zu regen . . .
In Ost . . . und West . . . und auf dem Meer . . .
Sie kamen alle angezogen . . .
Sie krochen wie die Schlangen her . . .
Und schielten grimmig nach der Grenze
Mit heuchlerischem Angesicht —
So schmutzig waren ihre Hände,
Und dennoch schämten sie sich nicht —
Und spannen in den schwarzen Nächten
Das schwarze Netz zur schwarzen Tafel . . .
Und jeder Faden war Verbrechen,
Und jede Masche war Verrat . . .
Vergebens sprach der Deutsche Kaiser,
Sein letztes heil'ges Friedenswort —
Sie rissen rucklos und vermessend
Die weiße Friedensfahne fort
Und warfen schuld- und schuldbeladen
Den Krieg hinein in alle Welt. — — — — —

Nun rinnen rote Opferströme
Da brausen übers kalte Feld . . .
Nun muß ein jeder von uns lassen,
Was lieb ihm war und was ihm wert . . .
Nun schwingen brausen deutsche Männer
Für uns das scharfe deutsche Schwert . . .
Und blasse deutsche Frauen schauen
Voll Herzweh jedem Buge nach . . .
Und fragen jeden neuen Morgen,
Ob er auch wiederkehren mag . . .
Und horchen in den bangen Nächten,
Ob irgendher nicht käm' ein Schrei,
Der wohl ein Gräßen aus dem Felde,
Ein letztes heißes Gräßen sei,
Und betend falten sie die Hände
Zu Gott in innig-heißem Fleh'n:
O Herr — ist es dein heil'ger Wille,
So laß den Reich — vorübergeh'n.

Und willst du nicht? — Ich — es — tragen . . .
Es müssen, müssen Opfer sein . . .
O Vaterland, ich will nicht klagen!
O teures Vaterland! — O nein!
Die Flammen müssen aufwärts loben,
Um deinen heil'gen Glanz zu seh'n . . .
Nie sah ein Land auf dieser Erde
Ich stark und groß wie du dasteh'n . . .
Nie war ein Volk so eng verbunden . . .
Nie trug es seine Opfer so . . .
Nie stritten so die deutschen Söhne . . .
Nie starben sie so frei und froh . . .
Nie webten deutsche Siegesbanner
Dem Thron so warm und gläubig zu . . .
Nie hat ein Volk je seinen Kaiser
So lieb gehabt — so lieb wie du.
Drum geht uns Hoffen und Vertrauen
Vor an in Schlachten und Gefecht. —
Es lebt ein Gott noch in dem Himmel,
Und dieser Gott — er ist gerecht.

Der Müller von St. Amand

10. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Ihre Worte bestätigend, brüllte lauter und lauter die Schlacht. Und wieder wandte Blücher sich um. „Hört ihr's, Kinder? Die Suppe darf nicht kalt werden, ehe wir sie dem Bonaparte verfalsen haben.“

Vor ihm hatten sich Wagen und Geschütze einer wandelnden Burg gleich verfahren. Nachend wühlten die Räder sich ein, die Ächsen knirschten, Fluchen und Peitschenknall erklang. Verzweifelt gerieten die Tiere an den Strängen, keuchend griffen die Soldaten in die Speichen, hoben und schoben, aber die starre Masse rührte sich nicht.

Da kam Reit Hoiger, der dicht hinter dem greisen Feldmarschall dreintrabte, ein rettender Gedanke. Mit seiner tiefen

Basstimme stimmte er das alte, feurige Kampflied der Litowschen Freischar an:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher erbrausen,
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Erfüllen die Seele mit Grausen.“

Hunderte von Stimmen fielen ein, noch ehe er an den Refrain kam, und wunderbar offenbarte sich die Macht des Gesanges. Das Lied hielt die Zusammenbrechenden aufrecht, es wandelte Schwäche in Kraft, es riß mit seiner Begeisterung die schon Verzweifelten zu einer unerhörten letzten Anstrengung dahin.

„Was zieht dort rasch durch den finsternen Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurra jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.“

Noch ehe die letzten Worte verhallt waren, kam das Hindernis in Bewegung, das Chaos entwirrte sich, von einer Zentnerlast befreit, atmeten die Männer auf.

„Hurra — es geht wieder, — vorwärts, — auf die fränkischen Schergen!“

„Jetzt müssen sie fallen, alle, alle!“

Die Hand mit der Peise berührte Roigers Schulter. „Das habt Ihr brav gemacht, Wachtmeister.“ — Ueber das verwiterte Gesicht des Alten glänzte es wie Sonnenschein, als er fortfuhr: „Ich will's Euch danken mit ehrenvollem Auftrag. Drüben liegt Mont St. Jean. Nehmt ein paar Pommerische Husaren und seht, daß Ihr Euch durch den Feind schlagt. Melbet den Engländern, daß wir kommen. Denn jetzt gibt es kein Halten mehr.“

Beit schlug das Herz in freudigem Stolz, während er mit seinen Begleitern dem Walde von Frichemont zu davonsprengte. Auch für ihn gab es kein Halten mehr. War es ihm doch, als sei er außersehen, den bedrängten Waffenbrüdern den Sieg zu bringen.

VII.

Der Morgen des 18. Juni kühlte die Gegend von Mont St. Jean in dichte, weißgraue Nebelschleier. Es fiel kein weiterer Regen mehr, nachdem in der Nacht die letzten Schauer niedergegangen, aber der durchweichte und aufgewühlte Boden machte vorläufig jedes Manövrieren unmöglich.

Steigende Helle über den bleichen, wogenden Dünsten verriet den nahenden Durchbruch der Sonne. Man mußte ihre Ankunft erwarten, damit sie die Wege trockne und für die Geschütze fahrbar mache. Auf 9 Uhr befahl der Kaiser Schlachtbereitschaft.

Jetzt, seiner Sache gewiß, daß der Feind nicht an Abzug dachte, ließ er vorher die Soldaten Feuer machen und abkochen.

Doch mit der Verpflegung sah es abermals schlecht aus. Das Fleisch war tags zuvor verzehrt, nur einzelne hatten noch etwas Reis, und das Brot war wiederum ausgeblieben. Eine doppelte Ration Schnaps diente den Franzosen zum Troste.

An den Feuern vertrieb man sich die Zeit in verschiedener Weise. Die Veteranen plauderten von ihren großen Erlebnissen, die Jungen, die noch nichts erlebt hatten, gaben Schnurren und Pöffen zum besten oder brüsteten sich mit erfundenen Heldentaten.

Fast neidisch blickte Renaud auf einen Kürassier, der auf dem Rücken eines Kameraden noch ein paar flüchtige Zeilen an sein Liebchen schrieb. Den Abschiedsbrief vielleicht. Wer konnte es wissen. Gern hätte er auch Marthe einen letzten Gruß gesandt. Aber wo sollte der Brief sie finden? Und sonst gab es niemanden für ihn, dem er schreiben konnte. Marion, — nein. War sie auch seine Freundin geblieben, — wie Verrat an der ersten, der älteren Liebe erschien es ihm jetzt. Und noch etwas anderes hielt ihn ab. Sie durfte nicht ahnen, in welche Schuld ihn diese Liebe gestürzt. Aus dem Munde des Kaisers hatte er es selbst bei dem in der Nacht belauschten Gespräche vernommen, wie schwer sein Versäumnis wog. Nur wenn heute alles gut ging, konnte er selbst sich vergeben, was die anderen nicht ahnen durften.

Kriegerische Musik riß ihn aus seinen Gedanken.

In die schwarzen Ameisenhaufen der weitgebreiteten Lager kam winnelndes Leben. Ordnonnangen jagten übers Feld, überall spielten die Kapellen ihre Regimentsmärsche, gellten die Trompeten der Kavallerie, dröhnten die Trommeln des Fußvolks und rasselten die Bauken. Rings zogen sich die Regimenter zu Brigaden, die Brigaden zu Divisionen zusammen, bis die einzelnen Korps formiert standen.

Aber die Vollenbung des großartigen Aufmarsches verzögerte sich weit über die bestimmte Zeit.

Die stets geschonten Gärten, die des Unwetters wegen in den zurückliegenden Dörfern bis nach Genappe hin genächtigt hatten, kamen nun so später heran, als allen Truppen bei der Umgangbarkeit der Felder nur die große Brüsseler Straße zur Verfügung stand.

Als es 9 Uhr schlug, waren Erlon und Milhaud die einzigen, die kampfbereit am Feinde standen.

Da kam mit bleicher Scheibe die Sonne aus dem Nebel, rötete sich und wuchs und beschien mit blendendem Glanze das waffenstarrende Feld. Aber der Kaiser zögerte noch immer. Er schien Botschaft zu erwarten.

Endlich traf die ersehnte Depesche von Grouchy ein.

„Von Genblaux?“ stutzte Napoleon und ging, die Hände auf dem Rücken kreuzend, erregt auf und nieder.

„Sie sollte von Watre kommen! Will der Marschall an Langsamkeit den Fürsten von der Moskwa übertreffen? Und ich habe ihm so grenzenloses Vertrauen geschenkt. Wenn dieser tolle Blücker sich wirklich mit Wellington zu vereinigen sucht, so liegt das Schicksal des Tages bei ihm.“

Der Schatten, der sich über seine steinernen Züge gelegt, vertiefte sich zu düsterer Wolke. Die Tür öffnend, winkte er einem draußen harrenden Ordnonanzoffizier.

„Melben Sie dem Marschall Grouchy mündlich: Er soll die Preußen stets im Auge behalten und immer in Verbindung mit uns bleiben. außerdem ein starkes Detachement mit zwei Batterien nach St. Lambert beordern.“

Es war 10 Uhr vorüber, als der Bote abging. Kurz darauf

bestieg der Kaiser seine weiße Stute Desirée und sprengte im vollen Trabe an den marschierenden Kolonnen entlang, um den auf dem Hügel von Planchette versammelten Generalen den Schlachtplan zu erklären.

Überall begrüßte ihn die alte Begeisterung. Die Adlet salutierten, die Regen der Offiziere flogen aus den Scheiden, und jubelnd schwenkten die Soldaten ihre Tschakos. „Vive l'Empereur!“

Napoleon fühlte es, er stand wieder auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes, als hätte es nie ein Elba gegeben, und in zuversichtlicher Stimmung lud er die Generale ein, am Abend mit ihm in Brüssel zu speisen.

Dann wandte er sich an seinen Bruder. „Vor den Toren Brüssels liegt dein verlorenes Königreich.“ Deute, Jérôme, magst du dir's wieder holen.

Der lustige König Westfalens gedachte beschämt jener Stunde in Rußland, da ihn der Kaiser als unbrauchbar nach Hause geschickt. Schon bei Quatrebras hatte er sich als nützlicher Krieger bewährt, und heute vor Schloß Bougoumont, wohin des Bruders Befehl ihn stellte, schwor er sich, die letzte Erinnerung daran zu tilgen.

Es war 1 Uhr geworden, als General Drouot die ersten Stöße seiner dem englischen Zentrum gegenüber postierten achtzig Feuerschünbe löste.

Bis zu dieser spätesten Stunde hatte Napoleon gewartet, um Grouchy Zeit zur Annäherung zu lassen.

Und gleichzeitig setzte sich Erlons Korps in vier dichten Sturmsäulen gegen die Hochebene von Mont St. Jean in Bewegung.

*

Eine Stunde früher schon stand der Engländer in voller Bereitschaft. Kalten Blutes blickte der eiserne Herzog auf die Welt von Waffen nieder, die vor seinen Linien emporwuchs.

Was ihm imponierte, war nur die Grobartigkeit des Anblicks. Die Furcht, die Napoleon durch die volle Entfaltung seiner glänzenden Macht erwecken wollte, kannten er und seine kaltblütigen Truppen nicht.

Am Tage vorher, ehe die Franzosen in ihre Stellungen rückten, hatten die Truppen weniger von den Unbilden der Witterung gelitten, und kurz entschlossen die Kornfelder gemäht, um sich durch zahlreiche Strohblümel gegen den Regen zu schützen.

Auch an Proviant fehlte es nicht. „Erst essen und dann schlagen“, war Wellingtons Grundsatz, der seine Leute kannte. Mit vollem Magen stand man fest an seinem Plaze, und so waren ganze Rinder- und Hammelherden in die Kochkessel der Soldaten gewandert.

Tabak und Branntwein machten den Schluß, und nun lagen die Soldaten befriedigt wie der Jäger auf dem Anstand in ihren Gräben und Deckungen, auf den ersten guten Schuß wartend.

Während Wellington sich zu einer mächtigen Ulnre, über dem die Brüsseler Straße kreuzenden Hohlweg, als dem besten Ueberblickspunkte, begab, versammelte Major Waring seine deutschen Legionäre (Rassauer) und hannoverschen Jäger im Hofe von La Haie Sainte.

Mit knappen, stolzen Worten wies er sie auf den Waffenum hin, den sie seit nunmehr 10 Jahren in allen Teilen Europas bewährt hatten. „Werft die Erinnerung eurer Taten dem Feinde als Schild entgegen“, schloß er, „er wird auch heute daran gerscheilen.“

Begeistert jauchzten die Krieger ihm zu und nahmen ihre angewiesenen Stellungen im Obstgarten, hinter Hecken, Bäumen und Mauern ein.

Korporal Lichtwehr wurde auf den turmartigen, vorspringenden Erker des Hauptgebäudes zum Ausguck beordert, um von dem erhöhten Punkte aus die Annäherung des Feindes zu beobachten und den Scharfschützen die nötigen Zeichen zu geben.

Auf einem der Absätze, über die die gewundene Treppe emporführte, stieß er plötzlich mit einer leichtfüßig die Stufen herabstreichenden Gestalt zusammen.

„Jeanne!“ schrie er erschrocken auf, — „ist's möglich, — hier seh' ich dich wieder?“

Wie mit Blut übergossen stand das Mädchen vor ihm.

„Still“, deutete ihr Finger nach oben, „der Vater könnte uns hören. Also hab' ich mich doch nicht getäuscht. Und jetzt bist du's auch wieder selbst.“

„Das bin ich immer gewesen“, mußte Heinz, trotz seiner Bestürzung über die unerwartete Begegnung lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahre 1807 hatte Napoleon nach dem Tilsiter Frieden aus Teilen von Preußen, Kurhessen, Hannover und des Herzogtums Braunschweig das Königreich Westfalen gebildet, über das er seinen jüngsten Bruder, Jérôme, als Regenten setzte. In seiner Residenz Kassel führte dieser ein Leben üppigster Pracht und Verschwendung, das ihm wiederholt den Tadel und die Vorwürfe seines kaiserlichen Bruders zuzog. „König Lustig“, wie man Hieronymus Bonaparte, der nur mangelhaft Deutsch sprach, wegen seiner Sucht, pompastische Feste zu feiern und das Leben in jeder Weise zu genießen, nannte, verlor sein Reich durch die Schlacht von Leipzig und weilte nach 1815, aus Frankreich verbannt, teils in Württemberg, teils in Oesterreich. Mit der Februarrevolution nach Paris zurückgekehrt, lebte er seit 1852 als kaiserlicher Prinz am Hofe seines Neffen, Napoleon III., und starb am 24. Juli 1860 zu Rillgenis bei Paris.